Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 54 (1998)
Heft: 4

Artikel: Linguistischer Grenzverkehr
Autor: Loetscher, Hugo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-422041

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Linguistischer Grenzverkehr

Von Hugo Loetscher

(Geb. 1929; lebt als Schriftsteller und Journalist in Zürich. Werke u.a.: Abwässer – ein Gutachten, 1963; Die Kranzflechterin, Roman, 1964; Noah, Roman einer Konjunktur, 1967; Der Immune, Roman, 1975 (Neufassung 1985); Wunderwelt – eine brasilianische Begegnung, 1979; Herbst in der Grossen Orange, 1982; Der Waschküchenschlüssel oder Was, wenn Gott Schweizer wäre, Geschichten, 1983; Die Papiere des Immunen, Roman, 1986; Die Fliege und die Suppe, Fabeln, 1989; Der predigende Hahn, Essays, 1992; Saison, Roman, 1996; alle im Diogenes Verlag, Zürich.)

Überreicht man die Visitenkarte «Schweizer», muss man damit rechnen, dass man auf die Viersprachigkeit des Landes angesprochen wird, als würde diese von vornherein den Bürger und somit auch den Schriftsteller polyglott machen. Zutreffend ist lediglich, dass das Erlernen einer andern, nämlich einer Auch-Landessprache, eine vorrangige Motivation besitzt, selbst wenn die Gründe eher wirtschaftlicher oder politischer Natur sind als kultureller.

Die Vielfalt der Sprachkulturen der Schweiz als Erkenntnisquelle

Die Probleme der Kommunikation beginnen also schon im eigenen Haus. Das mag einen hellhörig machen für sprachliche Kommunikationsgrenzen, aber nicht minder für den linguistischen Grenzverkehr. Wie sehr es mit den Voraussetzungen für eine gegenseitige Kenntnisnahme unserer Sprachkulturen hapert, zeigt sich darin, dass unsere Literatur, sobald wir sie als Ganzes betrachten, unabdingbar eine Übersetzungsliteratur ist. Wobei Brücken sich nicht unbedingt direkt von der einen Sprachregion zur andern spannen. Meine Bücher gelangten über den Umweg Paris in die französische Schweiz und welsche Autoren erreichen über bundesdeutsche Verlage die deutsche Schweiz.

Man kann auf recht unterschiedliche und unbeholfene Weise polyglott sein. Was etwa das Rätoromanische betrifft, bin ich schon stolz, wenn ich weiss, dass in gewissen Gegenden des Kantons Graubünden über dem Wald anders geredet wird als unter dem Wald. Sich an der Réception oder Bar auf Italienisch zu verständigen, heisst noch nicht, italienische Lyrik lesen zu können. Was das Französische an-

geht, war es in meinem Fall nicht die französische Schweiz, die prägte, sondern Frankreich, Paris als intellektuelle Hauptstadt der Fünfzigerjahre mit dem nouveau roman, dem Existenzialismus und seinen Themen der Absurdität und des Engagements.

Wie immer sich das Verhältnis zu den andern Sprachen ausnimmt, in einer Hinsicht war die Viersprachigkeit entscheidend, nämlich als Erfahrung und Erkenntnis, dass es neben der eigenen noch andere Sprachen gibt, und zwar nicht irgendwo ausserhalb oder als Exotik, sondern als unabdingbaren Bestandteil des eigenen Kulturbewusstseins; eine Relativierung, die in dem Masse, wie sie Grenzen zog, diese durchbrach. Damit war der eigenen Sprache von vornherein jede Geste von Exklusivität genommen, jede kulturelle Hierarchie hinfällig.

Dialekt und Hochdeutsch

Die Visitenkarte «Schweizer» benötigt aber sogleich eine Präzisierung, in unserm Falle «Deutschschweizer»; mit dieser Einschränkung beginnt von neuem ein Dilemma.

Unweigerlich wird damit die Tatsache angesprochen, dass Reden und Schreiben nicht Hand in Hand gehen. Wir reden Mundart. Aber was für einen Dialekt habe ich gelernt? Mein Vater ist aus der Innerschweiz zugewandert, um in Zürich Arbeit zu finden, und desgleichen kam meine Grossmutter aus dem Schwabenland. So redete ich als Kind einen Dialekt, der sich zwischen dem «Sodele» meiner Grossmutter und dem «Rüdig» meines Vaters bewegte, womit er alles bezeichnete, was ihm als Luzerner imponierte.

Die Entstehung des «Schweizerdeutsch»

Zu der Zeit war bereits im Entstehen, wofür es schon immer ein Wort gab, aber keine reale Entsprechung: Schwyzertütsch. Es hat linguistisch nie ein Schweizerdeutsch gegeben, sondern nur allemannische Dialekte. Es ist neu, dass sich ein überregionales Schweizerdeutsch zum Beispiel in Zürich und seiner Millionenagglomeration heranbildet; eine Sprache, in der zwar einzelne Dialekte per Intonation oder Vokabular durchklingen, in der sich diese Dialekte jedoch zu etwas Neuem abschleifen, zu einer Umgangssprache.

Diese Umgangssprache spiegelt eine politisch-wirtschaftliche Entwicklung, wonach die bisherige politisch-adminstrative Gliederung

des Landes an Bedeutung verliert. Anstelle der Kantone formieren sich regionale Grossräume. Solche Grossräumigkeit schafft in dem Masse, wie sie Ausdruck einer Entwicklung ist, zugleich Voraussetzungen für sprachliche Gemeinsamkeit.

Es liegt auf der Hand, dass mich ähnliche oder parallele Entwicklungen interessieren – auf Reisen in Asien zum Beispiel die Heranbildung einer Nationalsprache in Ländern von jungen Unabhängigkeiten, wie Malaysia, Indonesien oder den Philippinen: der Entscheid, die Sprache der Hauptstadt, das heisst der Migrationszentren, zur Nationalsprache zu erklären. Wobei es mir nicht um die Propagierung einer schweizerdeutschen Nationalsprache geht; merkenswert sind gewisse Gesetzlichkeiten, die sich aus der Tatsache von Binnenwanderung und Wirtschaftskonzentration ergeben.

Die Rolle der Medien

Ohne Zweifel fällt den gesprochenen Medien eine entscheidende Sprachrolle zu. Dem Radio in vermehrtem Masse, wie sich Lokalsender etablieren, die fast durchgehend in der Umgangssprache senden. Der Einfluss ist umso zukunftsträchtiger, als er sich an ein jugendliches Publikum wendet. Zwar klingt eine schweizerische Tonart durch, Vokabular und Redewendungen stehen jedoch für eine städtische Sprache, wie sie nicht viel anders in deutschen oder österreichischen Städten verwendet wird. Die Sprache gleicht sich in dem Masse an, wie sich die Probleme unserer hochindustrialisierten Gesellschaften gleichen. Dabei kann das sprachliche Gefälle von Stadt zu Land im eigenen Land grösser sein als von einer Schweizer Stadt zu einer deutschen; die Jugendkultur könnte dafür Beispiele geben. So betrachtet, kann die Helvetisierung bzw. Verschweizerung im Sprachlichen zugleich als eine Begleiterscheinung der Internationalisierung gesehen werden.

Paradoxer ist die Rolle des Fernsehens. Es favorisiert wie das Radio die Umgangssprache. Aber das deutschschweizerische Publikum schaut bundesdeutsches und österreichisches Fernsehen. So kommt über den Bildschirm Hochdeutsches ins Schweizer Haus wie noch nie und prägt «Tschüsschen»-Sprachgewohnheiten. Nicht mehr gilt die gängige Vorstellung, wonach unsere Kinder erst in der Schule mit dem Hochdeutschen konfrontiert werden; das haben die bundesdeutschen TV-Kinderstunden und andere Programme geändert. So ist eine Szene wie die folgende möglich: Ich höre Kinder meiner Nichte spielen, und ich vernehme, wie eines sagt: «Ich erschiesse dich», und zwar auf Hochdeutsch. Sie spielen Mafia, und sie tun dies,

zum einheimischen Trost, vorläufig immerhin noch hauptsächlich im Dialekt.

Mundart und «Schriftsprache»

Der Satz «Wir reden Dialekt» gibt nur die halbe Wahrheit wieder. Wir reden auch das, was man Hochdeutsch nennt, wie gut oder schlecht auch immer: in der Schule, beim Gericht, in der Kirche, bei Versammlungen oder wo auch sonst bei offiziellen Anlässen und Feierlichkeiten. Allerdings hat der Dialekt Platz erobert, der bisher dem Hochdeutschen vorbehalten blieb. Es drängt sich jedoch in diesem Zusammenhang ein Argument prinzipieller Art auf, um gegen den Abbau oder die Nicht-Pflege des Hochdeutschen anzutreten, nämlich ein kulturelles: Wir partizipieren kraft des Hochdeutschen an einem grösseren europäischen Kulturraum; was zugleich Tradition und Aktualität, eine kreative Präsenz des Empfangens *und* des Gebens bedeutet.

Das Schweizerdeutsch, das vermehrt zum Zug kam, hat eine eigene Prägung erfahren. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, dass unsere Mundart sich schlecht für das Abstrakte eignet; einfach weil sie darin keine oder kaum Erfahrung und Übung hat. Das zeitigte beim Dialektkult insofern Folgen, als eine Mundart sich zu Wort meldete, die hochdeutsch oder in hochdeutschen Formulierungen dachte und diese in die Mundart übersetzte. Damit entstand alles andere als eine ursprüngliche Ausdrucksweise. Der Schnabel, «wie er gewachsen war», redete Papier.

Wenn es sich vor einer Vorstellung zu hüten gilt, ist es die: das Hochdeutsch zur Schriftsprache zu reduzieren; es als eine Sprache zu verstehen, in der in erster Linie (oder gar ausschliesslich) geschrieben wird. Das läuft auf eine fatale Arbeitsteilung hinaus; eine Sprache lebt nur, indem man sie spricht; sie inspiriert und prüft sich im Sprechakt. Demnach ist Hochdeutsch-Reden zugleich die Schule des Hochdeutsch-Schreibens.

Zu bedeutsamem Kitsch kann man sich verführen lassen, wenn der Dialekt als «Muttersprache» und das Hochdeutsche als «Vatersprache» ausgegeben wird. Was sind das für Verhältnisse, in denen der Vater erst zu reden beginnt, wenn die Kinder schulpflichtig werden; als ob nicht Grossmutter, Tanten und alle Onkel und erst noch die Geschwister mitredeten; als ob wir uns nicht auf der Strasse um den Wortschatz bereicherten, den sie uns am Familientisch vorenthalten!

Bedenklich wird es, wenn zwischen Mundart und Hochdeutsch eine Hierarchie aufgestellt wird; wenn wir aufgrund der Tatsache, dass wir zuerst Mundart lernen und hinterher erst Hochdeutsch, die Mundart für das Wahre und Echte nehmen. Von da aus ist es nicht weit zur Ideologisierung von Heimatlichem! Der Entscheid, in Mundart zu dichten und zu schreiben, garantiert noch nicht Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit. Die ergibt sich nicht kraft der Mundart von selber, sondern aus deren Handhabung. An ihrer künstlerischen Erträglichkeit ändert kein vaterländischer Bonus etwas.

Kein Sonderfall

Ein derart «ursprüngliches» literarisches Unterfangen nimmt sich zudem naiv aus, wenn ich zum Beispiel das Schaffen des Kenianers Ngugi WaThiongo danebenhalte. Dieser Autor verfasste seine ersten Romane auf Englisch, entschied sich dann, die Theaterstücke in Kikuyu zu schreiben, um sich direkt an seine analphabetischen Landsleute zu wenden, wählte dann auch für seine Romane die afrikanische Sprache; aber seine Sachprosa, in der er solche Entscheidungen begründet, verfasst er nach wie vor auf Englisch. Wir tun gut daran, solche Autoren und solche Sprachsituationen beizuziehen, wenn wir darüber diskutieren, dass wir nicht in der Sprache schreiben, in der wir reden. Ich erinnere mich noch gut daran, und es liegt gar nicht so weit zurück, dass Autoren bei uns überzeugt waren, unsere Sprachsituation sei einmalig auf der Welt; einmal mehr ein Sonderfall innerhalb unseres berühmten Sonderfalls!

Unsicherheit und Anpassungszwang

Damit ist unser Problem von gesprochener und geschriebener Sprache zwar in Relation gesetzt, aber nicht aus der Welt geschafft. Das Dilemma bleibt. Es sind unsere prominentesten Autoren, die vom Hochdeutschen, in dem sie schreiben, als einer Fremdsprache reden. Was mich betrifft, so versuche ich, ohne den Begriff Fremdsprache auszukommen. Ich habe für mich, wenn auch nicht nur für den Eigengebrauch, die Formel geprägt, dass wir innerhalb der eigenen Sprache zweisprachig sind – damit ist vorerst einmal zwischen Mundart und Hochdeutsch ein neutrales Gleichgewicht hergestellt, dank dem in Gleichberechtigung die Rollen verteilt werden können, entsprechend der jeweiligen Funktionen.

Auch so gilt noch, dass das Problem zwar abgesteckt, aber nicht gelöst ist. Denn unleugbar lässt sich gegenüber dem Hochdeutschen Verlegenheit ausmachen, eine Unsicherheit, gepaart mit dem Willen, es recht zu machen. Das führt zur Überzeugung, dass ein Schweizer Autor es ganz besonders ernst meint mit der Sprache und deswegen das ist, was in seinem Land eh schon als Qualität gilt, nämlich sorgfältig. Das kann ihn aber auch daran hindern, dem Sprachkreativen freien Lauf zu lassen.

Man darf an einen klassischen Kollegen aus der französischen Schweiz erinnern: Charles Ferdinand Ramuz. Er begab sich als junger Schriftsteller nach Paris und bekannte, er habe in der Absicht, ein korrektes Französisch zu schreiben, seinen Figuren Sonntagskleider angezogen; bis er sich entschied, in den Kanton Waadt zurückzukehren und seine Figuren mit den Alltagskleidern seiner Region auszustatten. Auf der Suche nach authentischer Einfachheit pflegte er in den letzten Werken eine Simplizität, die immer wieder ins Manieristische abglitt.

Auf dieses wohlvertraute Problem von Unsicherheit und Anpassungszwang kann man auch ausserhalb des vertrauten deutschen Sprachraums zu reden kommen. Luis Guytisolo, der Katalanisch spricht, aber Spanisch schreibt, gestand mir einmal, wie sehr er an seinem Spanisch arbeite, und dass für ihn nicht das Schreiben, sondern das Ausfeilen die grosse Mühe, aber auch die grosse Gefahr darstelle.

Die Helvetismen

Nun gibt es kaum einen Deutschschweizer Autor, der nicht in irgendeiner Weise mit Verlag oder Presse, wenn auch nicht katalanische, so doch helvetische Erfahrungen gemacht hätte. Man könnte sich eine reizvolle Anthologie vorstellen: «Ich und meine Helvetismen». Als Motto voran ein Zitat von Friedrich Dürrenmatt, der bei den Proben zu «Romulus der Grosse» auf die Mahnung eines deutschen Schauspielers hin: «Es heisst nicht ‹Morgenessen›, sondern ‹Frühstück›», die Szene neu schreibt und Romulus dem Zeremonienmeister auf eben diese Vorhaltung hin antworten lässt: «Was in diesem Haus klassisches Latein ist, bestimme ich.»

Als persönlichen Beitrag zum Thema könnte ich die Glosse anführen, die ich in den Sammelband «Der Waschküchenschlüssel oder Was, wenn Gott Schweizer wäre» aufgenommen habe. Der Vater kommt

betrunken nach Hause und trägt unterm Arm zusammengerollt das Überkleid. «Überkleid», meint der Lektor, «das versteht kein Mensch». – «Wie sagt man dem, was ein Arbeiter zur Arbeit trägt?» – «Overall.» – «Nein, mein Überkleid besteht aus Jacke und Hose, zudem gab es in den dreissiger Jahren bei uns kaum Overalls.» Das Gespräch fand in einem Verlag statt, der berühmt war für seine soziologischen Texte: Man wusste, wann und wo und mit wem der Weltgeist die Revolution durchführt; unklar war nur: Was trägt der Arbeiter zur Arbeit? Einer der Lektoren hatte Beziehungen zum Volk; er hatte in den Semesterferien an einer Tankstelle gearbeitet: «Das heisst ‹blauer Anton›». Nein, ich war nicht bereit zu schreiben: Er trug unter dem Arm zusammengerollt den blauen Anton; also durfte mein Arbeiter das Überkleid behalten.

Für unsere helvetischen Möglichkeiten von klassischem Latein könnte man ein Simulationsspiel arrangieren zwischen einem Schweizer Autor und einem deutschen Lektor, wobei es nicht uninteressant wäre, den Part des Lektors abwechslungsweise von einem Norddeutschen und einem Süddeutschen spielen zu lassen; das ergäbe ein interessantes Je-nachdem, weil der eine mit dem Schweizer zusammengesessen hat und der andere zusammengesessen ist. Vor dem Auftritt könnte man den Schweizer Autor einen Blick zu einem österreichischen Kollegen werfen lassen, der viel weniger Bedenken hat wegen seiner Austriazismen als der Schweizer wegen seiner Helvetismen.

Das Vokabular

Bei diesem Planspiel liesse sich der Streit durchaus systematisieren. Es ginge vorerst einmal ums Vokabular. Da sind all die Wörter, die in der schweizerischen Mundart und im Hochdeutschen vorkommen, aber Verschiedenes bedeuten. Dazu kann ich mit einem Beispiel aus meinem jüngsten Roman, «Saison», beitragen. Eine Szene spielt in einer Badeanstalt; für den Mietschlüssel eines Kästchens oder einer Kabine leistet man ein «Depot». Im sechsbändigen Duden, auf den ihn der Lektor verweist, erfährt unser Autor unter «d», was «Depot» alles heissen kann: Lager, Bodensatz, Fahrzeugpark; nur das, wofür unser Autor das Wort benutzt, steht nicht hier. «Depot» kann auch Kaution bedeuten. «Also gut», ruft der Lektor. Aber eine Kaution leistet man nur für etwas Grösseres und nicht für einen Mietschlüssel; jedenfalls liesse unser Autor seinen Bademeister nie sagen: «und dann ist noch eine Kaution zu bezahlen» oder «eine Kaution zu leisten». Mit dem Ersatz durch ein anderes Wort ist es also nicht getan, weil diese Änderung verfälscht; es muss umschrieben werden. Der Bademeister kann sagen: «Sie müssen für den Schlüssel noch fünf

Franken hinterlegen»; oder noch adäquater: «Sie müssen fünf Franken deponieren». Andrerseits kann «Flaschendepot» ohne weiteres auf «Flaschenpfand» umredigiert werden, aber «Schlüsseldepot» nicht auf «Schlüsselpfand».

Heftiger aber wird die Auseinandersetzung, wenn der Lektor oder die Lektorin meint, dass «Trottoir» nach Duden ein veraltetes Wort ist. Unser Autor aber lässt sich nicht vom Trottoir auf den gegenüberliegenden Bürgersteig vertreiben, das geht ihm gegen den Strich. Mit einer solchen Korrektur fühlt er sich vereinnahmt. Und dann das Wort «Tram». Nein, nur das nicht! Der Autor erinnert sich, wie ein Lektor einem Kollegen mitten in Zürich das «Tram» wegschnappte und ihn in eine «Elektrische» umsteigen liess. Gut, in einem laufenden Text ist er bereit zu schreiben: «... und dann nahm er die Strassenbahn», aber in der direkten Rede zieht er wegen der Authentizität vor zu schreiben: «Ich nehme das Tram.»

Die direkte Rede

Nun ist gerade die direkte Rede eine heikle Sache. Der Autor weiss, dass bei ihm wie bei den meisten Schweizer Kollegen die direkte Rede eine Schwachstelle ist, da er in der Mundart als Vergangenheitsform nur das Perfekt kennt und er somit nie sicher ist, welches Tempus er einsetzen soll. Möglich, dass der Autor die Gelegenheit nutzt, dem Lektor von einer Erfahrung in Kairo zu erzählen, wo er versuchte, ägyptischen Kollegen die schweizerische Sprachsituation darzulegen; bis er dann zu seiner Überraschung aufgeklärt wurde: Neben dem klassischern Arabisch, dem des Koran, kennt das Arabische eine Umgangssprache und eine Schriftsprache. Einige Schriftsteller treffen für das Erzählen eine Kombinationslösung, die für ihn völlig neu war und wofür er in der eigenen Literatur keine Parallele kannte: die erzählenden Passagen in der Schriftsprache und die direkte Rede in der Umgangssprache. Nicht dass unser Autor an Nachahmung denkt, aber die Umschau bei anderen zeigt, dass man mit seinen Problemen nicht allein dasteht.

Der Helvetismus als Resultat einer künstlerischen Entscheidung

Solche Umschau erweist sich auch für unser Planspiel als sinnvoll, wenn dabei aufgezeigt wird, dass es nicht eine Standardsprache schlechthin gibt und helvetische Tonart oder helvetischer Wortschatz nicht ein Grundsatz-, sondern ein stilistischer und ein künstlerischer Entscheid ist. Was sich als Authentizität ausnimmt, was als fiktionale Authentizität angestrebt wird, ist nicht ein Geschiebe, das aus der

gesprochenen Mundart ins Geschriebene mit herübergenommen wird, sondern es steht für einen bewusst-kreativen Akt sprachlicher Entscheidung. Demnach kann der gleiche Helvetismus in einem Text unerlässlich sein und in einem andern falsch und störend. Dann unerlässlich, wenn die Erzählsituation zu einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Milieu spielt; denn das bedeutet, dass die Sprache situiert ist. Ist ein Text aber nicht auf eine Situation hin angelegt, kann die gleiche helvetische Nuancierung nicht nur störend wirken, sondern eine falsche Tonart bringen. Deswegen müssten wir unseren Lektor und unseren Autor ebenso situierte wie nicht-situierte Texte redigieren lassen, um sie in diesem Planspiel die sprachlichen Entscheidungen gemäss der Stilebene fällen zu lassen, für die sie sich entschlossen haben.

Ein solches Offenhalten von Sprache und ein solches Akzeptieren von Nebeneinander ist allerdings nur möglich und tolerierbar, wenn nicht mehr der Begriff einer einzig richtigen beziehungsweise reinen Sprache gilt.

Öffnung der Sprachen

Die Vorstellung sprachlicher Reinheit und Richtigkeit und die Forderung danach sind weltweit hinfällig geworden. Es ist aufschlussreich, dass ein Land wie Frankreich mit seiner Akademie und seinem Kulturzentralismus angefangen hat, von einer Literatur französischer Ausdrucksweise («d'expression française») zu sprechen, der Tatsache Rechnung tragend, dass auch ausserhalb Frankreichs französische Literatur verfasst wird, in der Schweiz wie in Belgien, in Kanada, auf den Antillen und in Afrika. Es zeugt nur von Konsequenz, wenn der Goncourt-Preis, eine der hohen literarischen Auszeichnungen, vor drei Jahren an einen Autor aus den Antillen ging, der seine Prosa bewusst mit kreolischen Ausdrücken durchsetzt, das Beispiel einer, wenn man will, «unreinen» Literatur bietend, eine kulturelle Mischform, die ihrerseits ein Resultat französischer Geschichte und Kulturgeschichte ist.

Man kann diese Entwicklung auch als Beispiel dafür nehmen, dass die bisherigen Zentren ihre Vormachtstellung reduzieren oder gar verlieren, und sei es nur, dass anstelle des einen Zentrums verschiedene Zentren treten; eine Entwicklung, die auch für die Sprache von Belang ist, zumal in einer Zeit der informativen Vernetzung man schwerlich gross vom Gegensatz Zentrum/Rand mehr reden kann.

Zur Formel «französische Ausdrucksweise» ist man gelangt, weil ein Wort wie «französisch» zwei Bedeutungen hat – es ist sowohl eine Sprache als auch eine Nation gemeint; wie ja «deutsch» ebenso «deutschsprachig» heissen kann wie «deutscher Nationalität». Ich habe mir in Parallele zu «littérature d'expression française» einmal überlegt – damals gab es noch die DDR –, ob man nicht auch von einer Literatur deutscher Ausdrucksweise reden könnte, um klar zu machen, dass es eine deutschsprachige Literatur gibt, die in verschiedenen Ländern geschrieben wird: in der Bundesrepublik, in Österreich, in der Schweiz und irgendwo auch ausserhalb des deutschen Sprachraums, wenn man an die einstige Exilliteratur denkt.

Made in Switzerland – nicht als Gütesiegel

Das heisst nicht, dass einer spezifischen Schweizer Literatur das Wort geredet werden soll, sondern nur, dass es spezifische Voraussetzungen gibt, die auch sprachliche Konsequenzen haben, was sich nicht nur in der Wortwahl ausdrückt, sondern weniger vordergründig, aber vielleicht noch viel bestimmender in Wortstellung und Kadenzen, im Satzbau und im Duktus. Keinesfalls soll einer Literatur das Wort gesprochen werden, die sich durch Besonderheiten auszeichnen soll, wenn möglich durch irgendeine Alpenexotik oder durch andere Markenzeichen «made in Switzerland».

Derselbe Autor, der an einer bestimmten Stelle in seinem Werk auf einer helvetischen Einfärbung beharrt, kann sich vehement dagegen wehren, wenn ihm helvetisches Auftreten empfohlen oder solches von ihm erwartet wird. Aus diesem Grund hatte ich auch einmal den gutgemeinten Ratschlag einer Literaturkritikerin beiseite zu legen: als Schweizer Autor müsste man sich viel mehr an den schweizerischen Wortschatz halten, zum Beispiel einen so schönen Ausdruck wie «Einnachten» pflegen.

Wenn damit gemeint sein sollte, dass wir von unserer Sprache her durchaus in der Lage sind, mit Wörtern oder Ausdrücken die deutsche Sprache zu bereichern, können wir kaum etwas dagegen vorbringen und werden uns einem solchen Kreativbeitrag auch kaum versagen. Doch wenn mit der Empfehlung nicht nur gemeint war, sich zu Eigenem zu bekennen, sondern durchklang, dass sich ein Schweizer Autor als Schweizer Autor zu erkennen geben soll, ist der Ratschlag eine Platzanweisung, die ich zurückweise. Ich habe im Münchner Hofbräuhaus herrlich kräftige Ausdrücke gehört, und es würde mich nicht

überraschen, ihnen auch im Werk eines Münchner Autors wieder zu begegnen; aber ich würde ihm nie, nur weil er Bayer ist, empfehlen, mehr sprachliche Weisswürste in seine Prosa einzubringen.

Sprache als Sprachmöglichkeiten

Nun könnte ich auch alle meine bisherigen Überlegungen beiseite schieben. Und dann ginge es nicht mehr um sprachliche Ausdrucksweise helvetischer oder irgendwelcher anderer Provenienz, sondern um die Möglichkeit von Sprache überhaupt. Das Leiden lautet dann nicht mehr, wie sage ich es auf Hochdeutsch oder in dieser oder jener Sprache, sondern: Wie sage ich es überhaupt?

Dann wäre unvermeidbar vom Defizitären jeglicher Sprache die Rede, von der Warnung, Worte nicht für Realität zu nehmen; gesprochen werden müsste von jener Ironie, die eine Grundhaltung sein kann, um ständig daran zu erinnern, wie wenig Sprache deckungsgleich mit der Realität ist.

Dann würde die Reflexion bei der Erfahrung einsetzen, dass ich keine Sprache besitze, sondern nur Sprachmöglichkeiten; dass es diese Sprachmöglichkeiten sind, die eine Mehr- oder Vielsprachigkeit innerhalb der eigenen Sprache ausmachen; dass mich fürs Erzählen ebenso der Soziolekt wie die Fachsprache lockt, gemäss einem meiner Helden, der einmal von sich sagt, er würde gerne jedes Wort mindestens einmal benutzen.

Dahinter stände die Überzeugung, dass Stil eine Frage der Situation ist. Stil nicht als etwas, das man mitbringt und das für und bei jeder Gelegenheit gleicherweise benutzt wird. Stil wird bestimmt durch die Begegnung mit dem Thema; das Gegenüber erlangt Mitbestimmungsrecht. Insofern ist Stil eine Frage der Situation.

Sprache mit Ohren fürs Gegenüber

Damit käme eine Sprache zum Zug, die nicht nur einen Mund hat, sondern auch Ohren. Eine Sprache, die auf ihr Gegenüber eingeht; in dem Sinne, dass ein Buch, das im brasilianischen Nordosten spielt, eine andere Sprache spricht als eines, das Südkalifornien und Los Angeles als Schauplatz hat – um mit eigenen Beispielen zu operieren, meinen Büchern «Wunderwelt» und «Herbst in der Grossen Orange».

In beiden Fällen eine Sprache, welche das Gegenüber zum Sprechen bringen möchte, so dass eine der ärmsten Gegenden unserer Welt sich eben anders äussert als eine der reichsten.

Dies möchte ich genauer illustrieren. Während Jahren bereiste ich den brasilianischen Nordosten, eine Region der Unterentwicklung, wo die Misere grosse Phantasie entwickelt hat. Über diesen Nordosten, der zyklisch von einer Dürrekatastrophe heimgesucht wird, wollte ich ein Buch veröffentlichen. Doch dann ergab der Zufall eine Begegnung: An einem Wallfahrtsort vor der Kathedrale Photographen, die auf Kundschaft warteten; eine Gruppe Kinder; in einem zum Sarg hergerichteten Sardinenkistchen ihr totes Schwesterchen; mit Familienbild, bevor die Trauernden auf den Friedhof gehen.

Als ich dieses tote Mädchen in seinem Särglein sah, war mir klar, wie mein Buch ausfallen wird: Da war ein dreijähriges Kind, Fatima, das hatte keine Chance gehabt, seine eigene Welt kennen zu lernen, und da war ein Fremder wie ich, der in dieser Welt reiste und sie kennen lernen durfte. Ich werde diesem Kind erzählen, was seine Welt ausmacht und ausgemacht hätte, ihm zurückgebend, was ihm gehörte.

Indem ich mich als Erzähler (in «Wunderwelt») so an ein Kind richte, wird die Erzähllage für den Leser, einen deutschsprachigen beziehungsweise zentraleuropäischen, bestimmt. Von diesem darf der Autor annehmen, dass er vom brasilianischen Nordosten keine Ahnung hat. Doch gerade einem solchen möchte der Autor diese Region, wie man sagt, näherbringen. Der Leser befindet sich gleichsam im Wissensstand eines Kindes. Wenn der Autor dem Kind erzählt, was es alles in der Schule über seinen Nordosten hätte lernen können, informiert er indirekt den Leser, ohne aus diesem einen Ignoranten zu machen oder ihn gar mit Besserwisserei zu belehren.

Grenzverkehr

Für die Erfahrung mit Sprachmöglichkeiten kann die Übersetzung als Schule dienen, um die Chancen und Grenzen der eigenen Sprache kennen zu lernen, indem man mit den Chancen und Grenzen einer anderen Sprache konfrontiert wird. Dabei könnte sich eine Neugierde entwickeln, die sich auf das ausrichtet, was den einzelnen Sprachen ureigen ist, was man nur in ihnen findet und in andern nicht.

Ich habe einmal den Traum von einer Sprache geträumt, welche alle diese Besonderheiten vereint. Es wäre eine Sprache, die Unübersetzbares vereint, wie den «esprit» der Franzosen, den «new deal» der USA, die «saudade» der Portugiesen, den «Weltschmerz» der Deutschen, das «Nicht-Drauskommen» der Schweizer. Eine Sprache, die nicht nur Wörter vereint, sondern auch aus verschiedenen Sprachen ihre Grammatik und ihre Regeln bezieht; die den Dual kennt, eine eigene Verbform für den Beziehungsraum zwischen dem Einzelnen und dem grossen Kollektiv; eine Sprache, in der man nach dem Superlativ den Konjunktiv setzen müsste – eine Regel, die dem Deutschen nicht schlecht anstehen würde; eine Sprache, die von einer andern verschiedene Zukunftsformen übernimmt: ein Futurum für eine Zukunft, die ernst gemeint ist; für eine, die sein könnte, und für eine, die reine Höflichkeit ist.

Damit sind wir nun aber weit weg von Helvetismen, von Mundart und Hochdeutsch, von unserem Planspiel Lektor/Autor, von Umgangs- und Standardsprache. Und doch, in all dem, was wir als literarische Ausdrucksweisen ansprachen und aufzuzeigen versuchten, waren stets die Fragen nach dem Sprachmaterial mitgegeben, das zur Verfügung steht, auf das man angewiesen ist und dessen man sich bedient, und das man auch in dem Mass verändert, in dem man es benutzt und auf seine Kreativität hin prüft.

Alle diese sprachlichen Grenzüberschreitungen führten immer wieder zu dem, was einst meine erste Spracherfahrung ausmachte: Sprache als ein Spannungsfeld, in dem sie sich nie als ein reines und definitives Gebilde präsentierte und nie einen Absolutheitsanspruch erheben konnte.